Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 42 (1938-1939)
Heft: 3

Artikel: Das Totenschiff : die Katastrophe der Saint Philibert
Autor: Fabrizius, Peter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662701

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

erhöhten Tisch, auf dem ein großer Wasserkrug steht, und dahinter einen vornehmen Herrn, der, mit einem kurzen, dicken Stock spielend, in die Menge blickt.

Jetzt gibt sich dieser einen Ruck und hebt den Stock —

In dem Raum ist es plötzlich still geworden —

Der Herr beginnt zu sprechen.

Peter lauscht andächtig und versteht kein Wort.

Mit einem Male jedoch durchzuckt ihn freudige Erkenntnis: Soeben hat der Herr mit dem Stock eine Zahl ausgerufen, und gleich darauf zählen verschiedene Leute weiter:

„1500!"

„1520!"

„1550!" ...

Da hat unser Peter wieder einmal Glück gehabt: er befindet sich zweifellos in einer Schule, und ist gerade zur Rechenstunde zurecht gekommen!

Der biedere Hirte kennt keine Scheu mehr und beteiligt sich in stolzem Wissensdrang:

„1700!"

Ein anderer:

„1740!"

Peter überlegen:

„1760!"

Wieder jemand:

„1780!"

Und so fort.

Nachdem Peter „2000!" gerufen hat, meldet sich niemand mehr.

Der alte Bergler äugt treuherzig-triumphierend um sich.

Jetzt hebt der Herr Lehrer seinen Stock (der inzwischen ein Hammer geworden ist) und klopft damit dreimal auf den Tisch.

Ob das ein Zeichen von Lob oder Tadel darstellt, wird einem nicht ganz klar...

*

Wer würde sich wundern, daß es im Dorfe ein mächtiges Hallo gab, als Peter mit einer großen chinesischen Vase und ohne einen Kreuzer Geld heimkehrte?

Das Totenschiff.

Die Katastrophe der Saint Philibert.

„Also wer hält morgen mit?"

Die Frage traf uns im Hofe der Lokomotivenfabrik, in der wir beschäftigt waren. Wie alle Arbeiter waren wir in diesem Augenblick, da wir einen Wochenlohn in der Tasche und anderthalb freie Tage vor uns hatten, für Vorschläge, den Sonntag auf angenehme Weise zu verbringen, sehr empfänglich. Viele von uns hoben anmeldend den Arm.

Ich übernahm es, die Karten zu besorgen. Eine Schiffahrtsgesellschaft veranstaltete für den morgigen Sonntag eine Fahrt nach der beliebten Ausflugsinsel Noirmoutier. Die Aussicht, den ganzen Tag Seeluft zu atmen, das strahlende Wetter der vorangegangenen Tage und der billige Preis lockten einen Großteil der Bevölkerung von Nantes.

„Bitte Karten für dreizehn Personen," sagte ich, als ich mich endlich zum Schalter vorgedrängt hatte. Der Beamte sah lächelnd auf.

„Heute, am dreizehnten Juni, nehmen Sie dreizehn Billets zu dreizehn Francs?" fragte er. „Das kann gut werden! Wollen Sie nicht vierzehn?"

„Nein, nein," erwiderte ich, „aber wenn Sie so abergläubisch sind, kann ich Ihnen ja statt dreizehn Francs zwölf pro Fahrschein bezahlen?"

Er lachte wieder, und ich hielt die Billets in der Hand. Dreizehn Francs, tour-retour, dies schien mir billig für die weite Fahrt. Und ahnte noch nicht, daß diese Fahrt für die meisten von uns in unendlich entferntere Länder ging, aus denen es ein „retour" nie mehr gibt...

*

Der Morgen des 14. Juni 1931 hielt nicht ganz, was die vorangegangenen sonnigen Tage versprochen hatten. Ein feiner kühler Nebel lag über der Loire, die wir von Nantes aus bis zu ihrer Mündung bei St. Nazaire stromaufwärts fuhren. Dann schaukelte unser Schiffchen in ein mäßig bewegtes Meer hinaus, dessen Harmlosigkeit man nicht ansehen würde, daß es bereits hier schon den stolzen Namen „Atlantischer Ozean" führt.

Unser Reiseziel, die Insel Noirmoutier, ist ein kleines, dem Festland vorgelagertes Eiland, etwa vier Fahrtstunden von St. Nazaire entfernt. Es genießt bei der Bevölkerung von Nantes dieselbe Beliebtheit wie die Wachau bei den Wienern,

und die Reise dorthin ist kaum gefährlicher als eine Fahrt auf der Donau.

Die Stimmung auf dem Schiff Saint Philibert war demnach auch eine sonntäglich-fröhliche. Der kleine Küstendampfer war gedrängt voll (spätere Schätzungen sprachen von 5 bis 600 Personen) und es dauerte eine geraume Zeit, bis sich jeder einen Platz auf Deck oder in den Gesellschaftsräumen erobert hatte. Vollkommen wurde dieses Problem nie gelöst, denn es war einfach nicht genug Raum auf dem Schiff für so viele Menschen, man saß auf der Reling, dem Maschinenkasten, auf Stiegen, Geländern und wo sich sonst ein Plätzchen fand. In jedem der Rettungsboote, die in Gabeln am Schiffsrande steckten, saß eine lachende und zumeist weintrinkende Gesellschaft, findige Pärchen nützten die günstige Gelegenheit des Platzmangels und bezogen zu zweit einen Rettungsring, in dem sie behaglich aneinandergeschmiegt saßen, wie in einem Nest, und im Hinblick auf die Bestimmung ihrer Sitzgelegenheit versicherten, daß ihnen nun in keiner Weise etwas geschehen könne.

Mittlerweile hatte die Sonne den Nebel besiegt und streute kleine Regenbogen in den Gischt, den der Schiffskiel aus dem Meere sprühte. Der Himmel wurde blau und friedlich, die See aber blieb unruhig und schaukelte unsern Dampfer wie im Spiel hin und her. Einige Passagiere zogen sich verdächtig rasch in die untern Räume zurück. Als sie wankend und bleich zurückkehrten, trafen sie die, die ihre eilige Flucht noch bespöttelt hatten, ebenfalls schon stiller und blässer an. Der Kapitän sah bisweilen prüfend gegen den Horizont.

Es ist gewiß eine große Schande, aber ich muß gestehen, daß ich die Küste der Insel Noirmoutier mit einem ähnlichen Gefühl der Erleichterung auftauchen sah, wie Kolumbus die Gestade Amerikas. Der letzte Teil der Fahrt hatte schon nichts mehr von einem Sonntagsvergnügen.

Kaum aber fühlten wir festen Boden unter den Füßen, war alles vergessen. Wir erfrischten uns durch ein Bad im Meer, das uns eben noch so übel behandelt hatte, streiften durch Wälder und Parkanlagen und lagen am Strand in der Sonne. Nach einigen Stunden rief uns die Sirene zur Rückfahrt. Das Meer warf hohe finstere Wellen, und auch vom Himmel fiel, obwohl immer noch die Sonne schien, ein feiner rieseliger Regen. Ein leichter Wind, der das Bestreben zeigte, alles zu kleinen Kreiseln zu drehen, wurde vom Kapitän als das Vorzeichen eines sehr bösen Sturmes gedeutet. Aber uns blieb ja keine Wahl: wir mußten zurück. Ein Großteil der Ausflügler waren Arbeiter, die am nächsten Morgen wieder in die Fabriken mußten.

Die Überfüllung, die auf der Hinfahrt noch Anlaß zu heiteren Szenen gegeben hatte, wurde nun drückend und beängstigend. Eng saßen wir beieinander, und unsere Gespräche drehten sich um die Fahrt, die uns bevorstand. An eine wirkliche Gefahr glaubten wohl nur die ärgsten Schwarzseher; denn der Gedanke, daß im zwanzigsten Jahrhundert ein Ausflugsschiff, das die Küstengewässer Frankreichs kaum überschritten hat, untergehen sollte, schien absurd. Aber allmählich ergriff die meisten ein Gefühl der Beklemmung. Das Meer glich nun wirklich einem wilden Tier, das unser Schiff wie einen Ball zwischen seinen Pranken hin- und herwarf, spielerisch zuerst, dann aber offenkundig gereizt und bösartig. Alle wurden nun seekrank, auch die, die sich anfangs gerühmt hatten, sie seien schon anstandslos ums Kap Horn gefahren.

Ich stand mit einigen meiner Kameraden am Geländer des Zwischendecks. Das Schiff schaukelte so stark, daß wir abwechselnd von links und rechts mit Sturzwellen überschwemmt wurden. Doch unten in den geschlossenen Räumen, inmitten einer qualvollen zusammengepferchten Menge, konnte ich nicht bleiben, und oben auf Deck war das Schwanken noch viel ärger zu spüren. Das Schiff neigte sich nach rechts — eine Ewigkeit, wie es schien. Dann blieb es scheinbar schwebend und hob sich schließlich langsam wieder, um dann auf die linke Seite abzusacken. Auf, ab, rechts, links — so ging es nun schon eine Stunde.

Mit einem Male, ohne daß der Sturm ärger oder die Wellen höher gewesen wären, wurde das Schaukeln noch heftiger. Das Schiff neigte sich gerade auf die Seite, an der ich stand, tiefer, immer tiefer — und plötzlich fühlte ich, daß ich ins Wasser glitt.

Im ersten Augenblick hatte ich nicht das Bewußtsein einer schweren Gefahr. Ich bin an der Donau aufgewachsen, und das Wasser ist für mich ein freundliches und wohlvertrautes Element. Blitzschnell bildeten sich Gedanken: Da soll ich ertrinken? Ich als guter Schwimmer? Was würden meine Leute zuhause denken? Ich befand mich gerade unter dem Schiff, das zeigte mir die tiefe Finsternis um mich. Aber wenige Meter über

mir leuchtete das Wasser licht: Sonnenstrahlen, die mir den Weg zeigten, wo ich wieder offenes Meer finden könnte. Mit kräftigen Stößen strebte ich unter dem umgekippten Schiff hinweg der Helle zu. Aber die Entfernung war größer, als ich geschätzt hatte. Mit eisernem Willen schwamm ich vorwärts, ein menschlicher Körper tauchte plötzlich vor mir auf, kam riesengroß auf mich zu, ich stieß ihn beiseite, schwamm nach vorwärts, aufwärts, der Sonne zu. Nichts gab es auf der weiten Welt, nur mich, meine Rettung. Nun erreichte ich die Schattengrenze, meine Finger krampften sich in ein Gitter, das Schiffsgitter an der Reling, ich mußte noch einmal ein Stück hinunter, unter diesem Gitter durch. Mit hämmernden Schlägen klopfte mein Herz, vom Zwerchfell an wie auf einer Leiter in die Brust hinauf (ich habe später erfahren, daß dies der letzte Schlag des Herzens bei Erstickenden ist, bevor es stille steht), ich schwinge mich noch um dieses Gitter, lasse los, schieße empor — und atme.

Ich darf sagen, daß dieser erste Atemzug der glücklichste Augenblick meines Lebens war. Nur Schönes sah ich: die Sonne, die mir den Weg gezeigt hatte, den blassen Himmel, auf dem dunkle Wolkenfetzen dahinjagten. Ein einziger Gedanke erfüllte mich, und ich war seiner sicher: ich war gerettet.

Der zweite Blick um mich zeigte viel Schlimmes: unser Schiff trieb kielaufwärts, es hatte sich einfach, als habe es genug von dieser sturmgepeitschten Fahrt, umgedreht. Viele der Ertrinkenden, die wahrscheinlich vom Oberdeck herabgeschleudert worden waren, hielten sich an dem Wrack fest — eine törichte und gefährliche Hoffnung, denn der Dampfer mußte früher oder später sinken und alle in seinem Umkreise Befindlichen in einem Strudel unentrinnbar mit sich hinabziehen. Als ich wieder ein wenig zu Kräften gekommen war, strebte ich daher von dem Unglücksschiff weg, aber das Schwimmen auf dem Meere erwies sich noch weit schwieriger als unter seiner Oberfläche. Haushohe Wellen trugen mich empor, ich sah einen Abgrund vor mir, in den ich in der nächsten Sekunde hinabstürzte, um gleich wieder mehrere Meter himmelwärts gerissen zu werden. Abstürzend tauchte ein Gesicht neben mir auf. Ein Bekannter, ein guter Freund. Er stand neben mir, als das Schiff umkippte. „Du bist auch da?" höre ich mich fragen und wundere mich selbst über die Alltäglichkeit meiner Frage. Er antwortete etwas, ich verstehe es nicht, eine Welle trägt ihn fort, er wird mir entrissen, ich sehe ihn nie mehr.

Meine Kräfte lassen nach, ich muß meine ganze Aufmerksamkeit aufwenden, um mit den Wellen zu springen und, in der Tiefe, kein Wasser zu schlucken. Ein Stück Holz, das mir gegen die Schulter geschleudert wird, bietet schwachen Halt. Aber es ist naß, glitschig, ich kann es schwer halten. Immerhin, ich klammere mich fest daran und kann jetzt wieder klare Gedanken fassen. Leider bringen sie mir keinen Trost: ich muß erkennen, daß die Gefahr noch lange nicht dadurch gebannt ist, daß ich lebend die Oberfläche erreichte. Ich muß mich noch halten, bis von irgendwoher Hilfe kommt. Vom Saint Philibert und seiner Besatzung kann ich sie nicht erwarten. Denn das, was ich sekundenweise erblicke, wenn eine Woge mich in die Höhe trägt, ist entmutigend und fürchterlich zugleich.

Die Menschen ertranken vor meinen Augen. Sie schrien sinnlos, warfen die Arme hoch, schluckten das scharfe Salzwasser, husteten, röchelten, rangen nach Luft und verschwanden. Schwimmen konnten wohl viele von ihnen, aber atmen konnten sie nicht. Und dies war zumindest ebenso wichtig. Man mußte sich im rechten Augenblick die Lungen vollpumpen, um den Atem anhalten zu können, wenn man unter einem Wasserberg begraben wurde. Sobald man anfing zu schlucken, war man verloren. Dann trieben sie umher, mit glasigen Augen, blauen Gesichtern, und ihre von der Seekrankheit, der Aufregung und Atemnot dreifach erschöpften Körper hatten nicht mehr die Kraft, die Rettungsboote und Rettungsringe zu erreichen, die überall umherschwammen.

Dies ist das Tragische: daß mehr als fünfhundert Menschen ertranken, während die zu ihrer Rettung bestimmten Behelfe leer und zwecklos um sie herumtrieben. Durch eine sinnvolle Vorrichtung lösen sich nämlich Rettungsboote und Rettungsringe, wenn das Schiff umkippt, aus ihren Befestigungen. Ich erblickte einen dieser weißen Ringe unweit von mir, ein Mensch hing daran, er hatte nicht mehr die Kraft gehabt, den Gürtel um seinen Körper zu legen, er hielt sich bloß mit dem Arm daran fest. Ich schwamm zu ihm, jede Welle, die mir Ausblick gewährte, zeigte, daß ich näherkam. Aber, mit einemmal war der Mensch verschwunden.

Blank und weiß schaukelte der Gürtel auf dem Meere.

Wenige Minuten später hatte ich ihn erreicht.

Ich steckte meinen Oberkörper durch, stützte die Arme auf ihn, und zum zweitenmal an diesem Tage hatte ich das beseligende Gefühl: nun bist du gerettet.

Jetzt erst blickte ich mich um. Das Meer war übersät mit Koffern, Handtaschen, photographischen Apparaten. Sie trieben an mir vorüber, ich hätte nur die Hand ausstrecken müssen. Ein Wunschtraum aus meiner Knabenzeit wurde in mir wach: auf eine Insel verschlagen sein und in angeschwemmtem Strandgut nach Schätzen stöbern! Aber wie so manche Erfüllung war auch diese eine Enttäuschung. Die Schätze waren für mich wertlos, hindernd sogar und dadurch gefährlich. Außerdem empfand ich es beschämend, aus einer so entsetzlichen Katastrophe Vorteile zu ziehen. Viele schöne brauchbare Dinge zogen in langer Reihe an mir vorbei; ich ließ sie ziehen.

Der Saint Philibert trieb noch eine Weile auf dem Meere. Dutzende Menschen hielten sich an ihm fest, einer saß sogar oben auf dem Kiele, wohin ihn offenbar eine Sturzwelle geschleudert hatte, und betrachtete sich wahrscheinlich als gerettet. Und dann kam der schreckliche Augenblick, den ich schon lange befürchtet hatte: das Schiff sank. Einige Sekunden war die Luft erfüllt von schrillen Schreien, die sogar das Brausen des Meeres übertönten. Dann war alles still, unheimlich still. Nur die Wellen klatschten, gurgelten und sausten in ewigem Einerlei.

Nun erst kamen die Leichen an die Oberfläche. Meistens waren es Frauen, die Haare trieben aufgelöst vor ihnen her, die Röcke waren meist über ihr Gesicht geschlagen. So kamen sie von allen Seiten auf mich zu, zwanzig, dreißig auf einmal, sie kreisten mich ein, — ich verlor die Herrschaft über meine ohnedies überanstrengten Nerven, mit Händen und Füßen stieß ich die ungebetenen Gäste von mir, als wären es Feinde. Niemals an diesem an Gefahren so reichen Tag hatte ich das Gefühl der Angst so nah erlebt wie inmitten dieser herangeschwemmten Frauenleichen.

Nun sah ich, so hoch mich die Wellen zuweilen auch hoben, keinen Lebenden mehr. Der Gedanke, im weiten Umkreis einen Leidensgenossen zu haben, hätte mich mit Trost erfüllt, obwohl er mir nicht hätte helfen können. Noch einmal erkannte ich, daß meine Rettung nicht gewiß sei, ja sie schien mir mit einmal ganz unwahrscheinlich. Ich entdeckte an meinem Rettungsgürtel zwei Griffe, durch die ich meine Arme durchstecken konnte, so würde ich auch in meinem Ring bleiben, selbst wenn ich ohnmächtig werden sollte.

Auf und nieder. Immer wieder: auf und nieder. Manchmal begräbt mich eine Welle, dann halte ich den Atem an. Manchmal schwimmen mir meine Beine wagrecht davon, dann muß ich „wassertreten", um wieder in aufrechte Lage zu kommen. Das Bewußtsein habe ich nie verloren, dafür sorgten schon die peitschenden kalten Wellen. Nach einer Unendlichkeit, die später als eine Zeitspanne von drei Stunden festgestellt wird, taucht endlich ein Schiff auf. Der Küstenwächter von St. Nazaire hatte den Untergang des Philibert beobachtet, und nun nähert sich der Dampfer „Pornic" zur Rettung der Überlebenden. Ich schreie, winke, gebe meine letzte Kraft her.

Man hat mich bemerkt. Das Schiff, das wie ein Meeresungeheuer groß und schwarz direkt auf mich zukommt, macht auf mich aber eher den Eindruck, es wolle mich zermalmen als mich retten. Ein Seil fliegt auf mich zu, ich kann es nicht erreichen. Das Ungeheuer ist ganz nah, das zweitemal wird das Seil geworfen, ich beiße die Zähne zusammen, schwinge mich nach vorn.

Nun habe ich es. Ich wickle es um den Leib und werde schon durch die Luft gezogen, schlage an die Bordwand an, krieche mit den Beinen empor — und zum dritten — und letzten — und endgültigen Mal: ich bin gerettet.

Ich kann nicht gehen, meine Beine sind gefühllos, sie klappen unter mir weg. Man bringt mich ins Bett unter eine warme trockene Decke und flößt mir schwarzen Kaffee mit Rum ein. Außer mir konnten sich noch sieben retten, fünf in einem Boot und zwei, gleich mir, in einem Rettungsring. Nun liegen wir in einer Reihe und fahren zurück ins Leben. Acht von fünfhundert.

Peter Fabrizius.

Redaktion: Dr. Ernst Eschmann, Zürich 7, Rütistr. 44. (Beiträge nur an diese Adresse!) ☛ Unverlangt eingesandten Beiträgen muß das Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag von Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich.